

Elissa Pustka

Expressivität

Eine kognitive Theorie
angewandt auf romanische
Quantitätsausdrücke

ES  ERICH
SCHMIDT
VERLAG

Expressivität

Eine kognitive Theorie
angewandt auf romanische
Quantitätsausdrücke

von **Elissa Pustka**

ERICH SCHMIDT VERLAG

**Weitere Informationen zu diesem Titel finden Sie im Internet unter
ESV.info/978 3 503 15542 2**

Gedrucktes Werk: ISBN 978 3 503 15541 5
eBook: ISBN 978 3 503 15542 2

Alle Rechte vorbehalten
© Erich Schmidt Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2015
www.ESV.info

Ergeben sich zwischen der Version dieses eBooks
und dem gedruckten Werk Abweichungen,
ist der Inhalt des gedruckten Werkes verbindlich.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	9
1. Einleitung	11
1.1 Gegenstand: Expressivität	11
1.2 Interdisziplinäre Perspektive	13
1.3 Aufbau des Buchs	14
2. Eine kognitive Theorie der Expressivität	17
2.1 Eine Typologie der Expressivität: Variablen und Varianten des Ausdrucks	17
2.1.1 Träger: Mensch, Tier, Gegenstand	19
2.1.2 Inneres: Genom, Kognition, Emotionen	19
2.1.3 Äußeres: Körper, Sprechen, Verhalten	23
2.1.4 Funktionen: Überleben, Katharsis, Kommunikation	25
2.1.5 Gegenstück Ausdrucksunterdrückung: Emotionsunterdrückung, Höflichkeit, Euphemisierung	30
2.1.6 Disziplinen: Natur-, Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften	36
2.2 Eine Erklärung der Expressivität: von der Psychologie zur Linguistik	38
2.2.1 Emotionen – in Bezug zu Kognition, Körper und Umwelt	39
2.2.2 Evolutionäre Funktionen: der <i>negativity bias</i>	44
2.2.3 Neuronale Dynamik: der doppelte Weg zu Emotionen und Kognition	46
2.2.4 Alltagsrhetorik – eine emotionspsychologische Hypothese	47
2.3 Eine synchrone Einordnung der Expressivität: im Zentrum der Kommunikation (auch der sprachlichen)	55
2.3.1 Sprache: Voraussetzung und Ergebnis sprachlicher Kommunikation	55
2.3.2 Gegebene und zu verhandelnde Basis: Kooperation und Konflikt	57
2.3.3 Inhalte: Kognition und Emotionen	61
2.3.4 Formen: Sprechen und mehr	62
2.3.5 Funktionen: Information und Manipulation	63

2.4 Eine diachrone Einordnung der Expressivität: eine Ursache des Wandels (nicht nur des sprachlichen)	70
2.4.1 Innovierung: Expressivität zur ‘Wertsteigerung’	70
2.4.2 Konventionalisierung: Expressivitätsverlust durch ‘Inflation’ ..	81
3. Sprachliche Expressivität und ihre Gegenstücke – eine Modellierung entlang der Sprachfunktionen auf romanischer Grundlage	87
3.1 Ausdruck	88
3.1.1 Geschlecht	88
3.1.2 Persönlichkeit (Extraversion vs. Introversion)	93
3.1.3 Emotionalität und Emotionen	98
3.1.3.1 Von der Atmung zur Syntax (Satzlänge und Wortstellung)	100
3.1.3.2 Von der Stimmlippenaktivität zur Phonologie (Lautstärke, Grundfrequenz, Stimmqualität, Tempo) ...	103
3.1.3.3 Von der Mimik zum Lexikon (Interjektionen)	105
3.1.3.4 Vom Tabubruch zum Lexikon (Flüche)	107
3.2 Beziehung	109
3.2.1 Hierarchie: Umkosen, Beleidigen, Respektieren	110
3.2.1.1 Aktive Höflichkeit: Verkleinerung und Aufwertung des Hörers (Kosenamen)	111
3.2.2.2 Aktive Unhöflichkeit: Verkleinerung und Abwertung des Hörers (Beleidigungen)	113
3.2.2.3 Aktive Unhöflichkeit: Vergrößerung und Aufwertung des Sprechers	116
3.2.2.4 Aktive Höflichkeit: Vergrößerung und Aufwertung des Hörers (Respektformen)	118
3.2.2.5 Aktive Höflichkeit: Verkleinerung und Abwertung des Sprechers (Servilitätsformen)	121
3.2.2.6 Aktive Höflichkeit über Gegenstände des Sprechers oder Hörers (Referentenhonorifikation)	122
3.2.2 Vertrautheit: Nähe vs. Distanz	123
3.2.2.1 Psychologische Fundierung	125
3.2.2.2 Ausdruck und Konstruktion von Beziehungsnähe und -distanz (beim Sprechen in der Situation)	127
3.2.2.3 Emergenz von Identitäten aus Situationen (soziale Unterschiede der Sprachsysteme)	130
3.3 Darstellung und Aufmerksamkeit	138
3.3.1 Über- und Untertreibung, Auf- und Abwertung	141
3.3.1.1 Phonologie	143
3.3.1.2 Graphematik	147
3.3.1.3 Syntax	148
3.3.1.4 Morphologie	149
3.3.1.5 Semantik I: Vergrößerung und Verkleinerung	153

3.3.1.6 Semantik II: Abwertung und Aufwertung	157
3.3.2 Grade der Eindringlichkeit	161
3.3.2.1 Formale Ikonizität	164
3.3.2.2 Inhaltliche Konkretisierung	170
3.3.2.3 Inhaltliche Subjektivierung	180
4. Diachron-semantische Anwendung: eine empirische Studie zur Versprachlichung von Quantität in der Romania	193
4.1 Stand der Forschung	196
4.2 Untersuchungsmethode	208
4.2.1 Zielkonzept: VIEL(E)	208
4.2.2 Sprachen: Französisch, Spanisch, Portugiesisch und romanisch basierte Kreols	210
4.2.3 Datenbasis: Wörterbücher	210
4.2.4 Datensammlung	217
4.2.5 Datenbank: Aufbau und Abfragemöglichkeiten	217
4.2.5.1 Statistischer Überblick über das Datenmaterial: Sprachen und Zielkonzepte	218
4.2.5.2 Exkurs: Morphologie der Quantitätsausdrücke	220
4.2.6 Semantische Ordnung der Quantitätsausdrücke	222
4.3 Quantifizierung	226
4.3.1 Mengengebilde	227
4.3.1.1 Sammeln von Elementen	227
4.3.1.2 Füllen von Behältern mit Flüssigkeiten	233
4.3.1.3 Abspalten aus bestehenden Mengen	238
4.3.1.4 Mengengebilde durch Wachstum bestehender Mengen	239
4.3.2 Form und Ordnung der Menge	240
4.3.2.1 Fassung durch Körperteile	240
4.3.2.2 Behälterlose Formen und Ordnungen	243
4.3.2.3 Räumliche und daraus abgeleitete Skalen	251
4.3.2.4 Behälter	257
4.3.2.5 Transportmittel	259
4.3.2.6 Warenmengen	260
4.3.2.7 Geschirr	261
4.3.3 Mächtigkeit der Menge	263
4.3.3.1 Vergleichsmengen	263
4.3.3.2 Maße	264
4.3.3.3 Zahlen	267
4.4 Emotionalisierung	275
4.4.1 Emotionen statt Kognition	275
4.4.1.1 Kognitionsverlust	275
4.4.1.2 Emotionen	279

Inhaltsverzeichnis

4.4.2 Emotionsausdruck	280
4.4.2.1 Exklamativsätze	281
4.4.2.2 Flüche	282
4.4.2.3 Weitere Kandidaten für delokutive Quantitätsausdrücke	296
4.4.3 Emotionsauslöser	297
4.4.3.1 Normabweichung	298
4.4.3.2 Menschliche Gewalt	299
4.4.3.3 Tierische Gewalt	304
4.4.3.4 Naturgewalten	304
5. Schluss	313
5.1 Zusammenfassung der Ergebnisse	313
5.2 Desiderata für künftige Forschung	314
5.3 Konsequenzen für die Praxis (des wissenschaftlichen Schreibens)	315
Bibliographie	317

Vorwort

Wissenschaft ist subjektiv. Sie wird von Wissenschaftlern betrieben, die ihre Erfahrungen machen in der ‘Welt da draußen’ und diese ‘Welt da draußen’ mit ihrer Wissenschaft wiederum verändern (wollen). So basiert meine Habilitationsschrift unter anderem auf einer mathematisch-naturwissenschaftlichen Kindheit, einer journalistischen Jugend und einer psychologischen Familiengründungsphase. Das ist wohl die ehrlichste Antwort auf die Frage, was Quantität, BILD-Zeitung und Emotionen miteinander zu tun haben – selbst wenn man dieser Kombination auch objektiv Sinn geben kann. Eine gekürzte und leicht überarbeitete Fassung dieser Schrift, auf deren Grundlage der Fakultätsrat der Fakultät für Sprach- und Literaturwissenschaften der LMU München mir am 17. Juli 2013 die *Venia Romanische Philologie* verliehen hat, liefert das vorliegende Buch. Es konzentriert sich auf die Theorie der Expressivität und die empirische Studie zu den romanischen Quantitätsausdrücken; das Kapitel über die BILD-Zeitung wurde bereits vorab publiziert (Pustka 2014b).

In den fünf Jahren des Habitationsprojekts haben mich zahlreiche Menschen unterstützt, denen ich hier zunächst danken möchte. Meine Mentoren Thomas Krefeld, Ulrich Detges und Hans-Jörg Schmid haben mich meinen eigenen Weg gehen lassen, standen mir in Sackgassen und bei Hindernissen zur Seite und haben mich auch zu manchem Umweg angestiftet. Dazu lieferten mir ein Stipendium der Bayerischen Gleichstellungsförderung sowie die Finanzierung von Reisen und Hilfskräften aus dem Mentoring-Programm der LMU die nötigen Freiräume. Herzlichen Dank auch an Wiltrud Mihatsch und Johannes Müller-Lancé für ihr Interesse, als Externe diese Habilitationsschrift zu begutachten.

Auf diesem Weg, der steiniger war als gedacht, haben mich viele Kollegen und Freunde begleitet. Für kompetente Hilfe bei großen und kleinen Fragen sowie unermüdliches Korrekturlesen danke ich Patricia de Crignis, Andreas Dufter, Christoph Gabriel, Stefanie Goldschmitt, Klaus Grübl, Teresa Gruber, Marta Guzmán, Bart Jacobs, Bernard Laks, Christina Märzhäuser, Charlotte Meisner, Benjamin Meisnitzer, Wulf Oesterreicher, Sebastian Postlep, Elisabeth Stark und Liane Ströbel. Danke auch an meine Hilfskräfte Evelyn Glose, Monika Kolbinger und Linnea Streit! Für viele lange und lange noch nicht beendete Gespräche über die Fächergrenzen hinaus danke ich zudem Judith Frömmer, Arjan Kozica, Julia Peters und Sebastian Sobotta. Und dann sind da natürlich noch Daniel und Linus, die zwar keine Zeile dieses Textes gelesen haben, mich aber mit Kaiserschmarrn und Tatort, Pippi-Langstrumpf-Aufführungen und Papierfliegern jeden Abend zurückgeholt haben in die ‘Welt da draußen’ und so die Inspirationsmaschine immer wieder neu angekurbelt haben.

Wien, den 29. Mai 2015

1. Einleitung

„Wichtig ist,
dass man nicht aufhört zu fragen.“ (Albert Einstein)

Wenn Wissenschaftler an ihre Grenzen stoßen, begrenzen sie oft ihre Disziplinen. Dadurch finden sich bestimmte Gegenstände dauerhaft in Grenzgebieten wieder, ohne dass dies durch die ‘Welt da draußen’ gerechtfertigt wäre. Daher tut es Not, diese selbst gezogenen Grenzen gelegentlich zu verschieben, um einmal das ins Zentrum zu rücken, was üblicherweise am Rande liegt. Dies betrifft auch die Frage danach, wie Sprachwandel in ständiger Bewegung gehalten wird:

One can try to predict types of possible and impossible changes under given specified conditions (...). But that still leaves the problem of where the innovations come from; that is the problem that needs to be answered. (Croft 2000: 54)

Woher kommen also die Innovationen? Mit dieser Frage beschäftigt sich das vorliegende Buch. Es nimmt dabei einen ihrer Entstehungsgründe genauer in den Blick: Expressivität („a greatly underestimated source of linguistic change“, Lightfoot 1991: 160).

1.1 Gegenstand: Expressivität

Der Begriff der Expressivität geistert durch die Sprachwissenschaft seit ihren Anfängen als Universitätsdisziplin im ausgehenden 19. Jahrhundert (vgl. u. a. Passy 1891, von der Gabelentz [1891] ²1901, Bally 1909, Meillet 1912, Sperber 1914, Schuchardt 1922, Frei 1929). Nach einer Definition sucht man jedoch vergeblich. Der Begriff wird entweder intuitiv vorausgesetzt und dementsprechend im Vagen belassen (z. B. bei Martinet 1937) oder aber mit zahlreichen anderen Begriffen synonym verwendet (vgl. Mair 1992: 29ff., Volek 1977: 137). So werden insbesondere *Expressivität*, *Emphase*, *Emotionalität* und *Affektivität* häufig gleichgesetzt (vgl. Bally 1926: 7, Gataullin 1977: 75, Koch/Oesterreicher 1996: 68, Kerbrat-Orecchioni 2000: 57, Hermanns 2002: 356, Drescher 2003: 29, 82). Oft wird *Expressivität* schlicht zur Restkategorie, synchron für Nicht-Arbiträres oder diachron für nicht lautgesetzlich Erklärbares (vgl. Stefenelli 1981: 16, Martinet 1991: 8, Lehmann 1995: 130). Auch die Grammatikalisierungsforschung, die dem Begriff seit Meillet 1912 einen zentralen Stellenwert einräumt, diskutiert ihn höchstens an, interessiert sie sich doch hauptsächlich für den Prozess der Konventionalisierung und weniger für die Hintergründe der Innovation (vgl. u. a. Hopper/Traugott 1993, Lehmann

1995, Haspelmath 1999, Detges/Waltereit 2002). Eine klare Definition vermisst man auch in der Varietätenlinguistik, speziell in der Forschung zu Mündlichkeit, Jugendsprache, Werbesprache sowie Chat- und SMS-Kommunikation (vgl. für die Romanistik insbesondere Koch/Oesterreicher 1996, Bedijs 2012: 166ff., Reinckemeyer 2013: 141ff. und Platen 1997: 53ff., zu den neuen Medien im Allgemeinen Albert 2013). Gleichzeitig findet sich das Konzept implizit auch in der Praktikerliteratur für Journalisten (vgl. Schneider [1982]²⁷2006, Linden 1998, Pustka 2014), die sich wiederum auf die psychologische Verständlichkeitsforschung beruft (Faktor *Human Interest* in der Lesbarkeitsformel von Flesch 1948; vgl. auch Schulz von Thun [1981]⁴⁸2010: 140ff.).

Man könnte den Expressivitätsbegriff also als vorwissenschaftlich abtun und schlicht auf ihn verzichten. Damit gingen allerdings die Intuitionen eines gesamten Jahrhunderts verloren. Dabei werden manchmal gerade solche historisch gewachsenen wissenschaftlichen Begriffe, die nicht kategorisch, sondern prototypenhaft sind, der Realität am ehesten gerecht (wie Koch 1998: 288ff. für *Subjekt* und *Wortart*, *Sprache* und *Dialekt*, *Mündlichkeit* und *Schriftlichkeit* sowie *Diglossie* argumentiert). Ich möchte daher diese Intuitionen bündeln, psychologisch fundieren und zu einem operationalisierbaren Expressivitätsbegriff ausbauen.

Bislang ist sich die Linguistik zumindest darüber einig, dass es bei Expressivität um 'Ausdrucksstärke' geht, wie es die Etymologie – auf expressive Weise – suggeriert. Der Begriff geht nämlich zurück auf lat.¹ *ex-pressus* 'heraus-gequetscht' (PONS-L). Bereits Meillet (1912: 13) spricht vom „besoin de parler avec force, le désir d'être expressif“. Diese Ausdrucksstärke wird in der Regel im Zusammenhang mit Emotionen gesehen.² Einigkeit herrscht auch darüber, welche Phänomene das Etikett 'expressiv' erhalten, auch wenn sie in ihrer Gesamtheit zugegebenermaßen sehr heterogen sind. Dazu zählt zum einen der Emotionsausdruck (z. B. leise, monotone Stimme bei Traurigkeit); auch wenn dieser in der Regel als parasprachlich eingeordnet wird. Zum anderen fällt darunter die gesamte Alltagsrhetorik³, mit der sich insbesondere der Großteil der Unterschiede der romanischen Sprachen zum klassischen Latein erklärt. So gehen etwa fr. *travail*, sp. *trabajo* und pt. *trabalho* 'Arbeit' nicht auf die in der Schriftsprache üblichen Ausdrücke lat. *labor* '(mühsame) Arbeit'

¹ Für das Lateinische verwende ich drei verschiedene Abkürzungen: *lat.* für Latein im Allgemeinen, *klat.* für *Klassisches Latein* (das sich nicht in den romanischen Sprachen fortgesetzt hat) und *vlat.* für *Vulgärlatein* (das nicht in klassischen Texten belegt ist und daher auch nicht in Lateinwörterbüchern auftaucht, sondern nur aus die Mündlichkeit reflektierenden oder fingierenden Quellen sowie den romanischen Sprachen rekonstruiert werden kann).

² Zur Expressivität als Ausdruck körperlicher oder sozialer Merkmale vgl. Kapitel 2.1.2.

³ Der Begriff dt. *Alltagsrhetorik* wird unabhängig voneinander von Stempel 1983 und Harden 1983 eingeführt. Die Idee findet sich aber bereits bei Lakoff/Johnson ([1980] 2003: 3ff., 37), die darauf hinweisen, dass Metaphern und Metonymien keine Besonderheiten poetischer Sprache darstellen, sondern auch bzw. in erster Linie im Alltag präsent sind (und zwar omnipräsent).

oder lat. *opera* ‘Arbeit (Verrichten von Werken)’ zurück⁴, sondern auf vlat. *tripalium* ‘Folter’ (wörtl. ‘dreipfähliges Folterinstrument’; vgl. auch Kapitel 3.3.1).

Beide Typen der Expressivität sind übereinzelsprachlich verbreitet, und vor allem der zweite Typ führt polygenetisch immer wieder zu denselben Wandelprozessen – und zwar auf sämtlichen sprachlichen Ebenen: Phonologie, Morphologie, Syntax und Semantik. Bis heute bleibt jedoch offen, ob man all diese Phänomene auf einen Nenner bringen und wie man sie erklären kann. Dieses Manko wurde erst vor Kurzem, in einem Sammelband mit dem Titel *La fonction expressive*, thematisiert:

Quoi de commun entre l’allongement d’une voyelle, l’emploi d’une focalisation en ‘c’est...que’, le choix d’un lexème pourvu d’une connotation familière? Est-il possible de trouver un principe général de l’expressivité, qui fonctionne à tous les niveaux de l’analyse linguistique? (Monneret 2011: 20)

Auch Koch/Oesterreicher (²2011: 121) bemerken in Bezug auf die „Emotionalität“ im „Nähesprechen“, dass „eine brauchbare Systematisierung dieses Feldes bisher fehlt“.

1.2 Interdisziplinäre Perspektive

Das Manko erklärt sich möglicherweise damit, dass Expressivität nicht auf der Ebene der historischen Einzelsprache, sondern auf der Ebene des universellen Sprechens anzusiedeln ist (vgl. Coseriu [1980] ⁴2007: 45, Koch/Oesterreicher 1996: 79, Koch/Oesterreicher 1990/²2011: 5) bzw. sogar in den Bereich der allgemeinen Kommunikation fällt (vgl. Blank 1997: 370). Entsprechend beschränkt sich Expressivität nicht auf den Menschen, sondern betrifft alle Lebewesen. So gehört beispielsweise auch dazu, dass Tiere bei Furcht ihre Haare oder Federn aufstellen und der Mensch (metaphorisch gesprochen) eine ‘Gänsehaut’ bekommt (vgl. Kapitel 2.1.3).

Aus diesem Grund kann Expressivität nicht isoliert im Rahmen der Sprachwissenschaft untersucht werden, sondern nur unter Berücksichtigung der Erkenntnisse der Psychologie, insbesondere der Evolutions- und Neuropsychologie sowie der Kommunikationspsychologie (vgl. u. a. Schulz von Thun [1981] (⁴⁸2010), [1989] (³¹2010); Damasio [2003] ⁶2011; LeDoux [1998] (⁵2010); Kahneman 2012). Eine solche Fragestellung ist nur im Rahmen der kognitiven Linguistik überhaupt behandelbar (vgl. u. a. Lakoff/Johnson [1980] 2003, Bybee 2001, Keller [1994] ³2003 sowie speziell in der Romanistik Blank 1997, Detges 2001, Koch 2005a). Sie sieht Sprachwandel durch Sprachgebrauch als einen zentralen Gegenstand der Sprachwissenschaft an und ist für jene interdisziplinären Vernetzungen offen, die für seine Analyse notwendig sind (vgl. Croft/Cruse 2004: 1). Dagegen befindet sich sprachliche Expressivität aus Sicht der generativen Linguistik an der Schnittstelle zum Außersprachlichen bzw. ganz außerhalb der Sprache (vgl. Hauser/Chomsky/Fitch 2002 und Kapitel 2.3.2). Bei einer solchen Grenzziehung bliebe dieser Ge-

⁴ Lat. *labor* und *opera* sind, wie die Umschreibungen im Text bereits andeuten, ebenfalls expressiven Ursprungs (vgl. Kapitel 3.3.1 und 3.3.2).

genstand jedoch völlig ununtersucht, denn er fällt auch nicht in das Gebiet irgendeiner anderen Disziplin.

Auch wenn Expressivität ein universelles Phänomen darstellt (das neurolinguistisch zu fundieren bleibt), ist die romanistische Sprachwissenschaft ganz besonders dazu berufen, sich ihm zu widmen (Mair 1992 und Koch/Oesterreicher 1996 haben hier erste Meilensteine gesetzt). Denn eines ihrer zentralen Themen seit den Anfängen der Disziplin ist der Gegensatz zwischen den romanischen Sprachen und dem überlieferten klassischen Latein (vgl. Beispiele wie fr. *travail* etc. vs. lat. *labor* bzw. *opera*; s. o.), der zur Rekonstruktion des vor allem phonisch realisierten nächstsprachlichen Vulgärlateins geführt hat (vgl. vlat. *tripalium* ‘Folter’; vgl. Kapitel 1.1). Nun tritt in der Nähekommunikation Expressivität besonders hervor („expressive Mündlichkeit“, Koch/Oesterreicher 1996) – und spielt damit für die Entstehung der romanischen Sprachen eine herausragende Rolle (Vulgärlatein als „Affektsprache“, Hofmann [1926] ³1951: IX). Beispielhaft werden im Folgenden daher das Französische, Spanische und Portugiesische betrachtet. Ein ähnlicher, aber außerordentlich krasser Fall von Sprachwandel (wenn nicht Sprachgeburt) liegt bei der Kreolisierung vor – weswegen die romanisch basierten Kreolsprachen ebenfalls in die Untersuchung einbezogen werden.

1.3 Aufbau des Buchs

Was ist also Expressivität, und wie kann man sie erklären? Ziel dieses Buches ist es, neue Antworten auf diese alten Fragen zu finden.

Auf Basis der linguistischen und psychologischen Forschung entwerfe ich in Kapitel 2 eine kognitive⁵ Theorie der Expressivität. Dazu stelle ich zunächst eine überfachliche Typologie der Expressivität auf, in die ich die beiden für die Linguistik relevanten Typen einordne: Emotionsausdruck und Alltagsrhetorik (vgl. Kapitel 1.1). Eine Erklärung lässt sich aus der Neuro- und Evolutionspsychologie ableiten. Während Emotionsausdruck sprachlich genauso wie nicht-sprachlich funktionieren dürfte, muss für die spezifisch sprachliche Alltagsrhetorik eine besondere Erklärung gefunden werden. Hierzu leite ich aus den Erkenntnissen der Psychologie eine Hypothese ab (die neurolinguistisch zu überprüfen bleibt): In einem Fall wie vlat. *tripalium* (vgl. Kapitel 1.1) müsste das Gesagte (FOLTER) zunächst Emotionen aktivieren und dadurch Aufmerksamkeit wecken und Relevanz suggerieren; anschließend müsste das Gemeinte (ARBEIT) kognitiv decodiert werden. In den darauf folgenden Unterkapiteln ordne ich Expressivität synchron in die Kommunikation und diachron in den Sprachwandel ein. Ich zeige in diesem Zusammenhang, dass Emotionen nicht nur im Zentrum der nicht-sprachlichen, sondern auch der sprachlichen Kommunikation stehen (Ausdrücke wie vlat. *tripalium* ‘Folter’ für ‘Arbeit’ sind

⁵ Der Begriff *kognitiv* bezieht sich hierbei auf den theoretischen Rahmen der kognitiven Linguistik (vgl. Kapitel 1.1) und meint nicht nur den Verstand, sondern auch die ebenfalls im Gehirn des Individuums ansässigen Emotionen und seinen Körper sowie die Kommunikation zwischen den Individuen (vgl. dazu ausführlich Kapitel 2.2 und 2.3).

keine Ausnahme, sondern die Regel) und dass ihr ‘Mehrwert’ genauso wie in der nicht-sprachlichen Kommunikation ‘inflationär’ abnimmt (wodurch fr. *travail*, sp. *trabajo* und pt. *trabalho* die Normalwörter für ‘Arbeit’ geworden sind).

In Kapitel 3 schlage ich dann ein Modell sprachlicher Expressivität vor. Dazu kontrastiere ich Expressivität mit ihren Gegenstücken in Bezug auf die verschiedenen Sprachfunktionen (vgl. Bühler [1934] 1982, Watzlawick/Beavin/Jackson 1969): Auf der Ausdrucksebene steht dem Emotionsausdruck die Emotionsunterdrückung gegenüber, auf der Beziehungsebene der positiven bzw. aktiven (Un-)Höflichkeit (wozu u. a. die Affektivität gehört) die negative bzw. passive (Un-)Höflichkeit und auf der Sachebene der alltagsrhetorischen Expressivität die Euphemisierung. Diese auf den ersten Blick vollkommen verschiedenen Phänomenbereiche lassen sich letztlich auf nur eine einzige Variable mit zwei Dimensionen reduzieren: den Abstand, vertikal und horizontal. Expressivität ergibt sich durch Vergrößerung (und Abwertung) sowie Annäherung, ihre Gegenstücke beruhen auf Verkleinerung (und Aufwertung) sowie Entfernung. So wird beispielsweise bei FOLTER für ARBEIT die besprochene Tätigkeit intensiver und negativer dargestellt, als sie eigentlich ist. Dieses Raster werde ich anhand zahlreicher bekannter und weniger bekannter romanischer und kreolischer Beispiele auf den verschiedenen sprachlichen Ebenen illustrieren.

Der Prüfstein für mein Modell waren zwei einzelsprachliche Fallbeispiele: eines aus dem Bereich der diachronen Semantik, eines aus dem Bereich der synchronen Pragmatik. In diesem Buch ist nur die sehr umfangreiche diachron-semantische Studie zur Versprachlichung von Quantität in der Romania abgedruckt; die synchron-pragmatische Metanalyse der Rhetorik der deutschen BILD-Zeitung ist bereits in Pustka 2014 publiziert. Im Zentrum von Kapitel 4 steht dabei die große Quantität – bekanntermaßen ein besonders häufig expressiv versprachlichtes Zielkonzept (vgl. u. a. Deutschmann 1936ff., Koch/Oesterreicher 1996: 74, 80ff.) –, das ich im Kontrast zur geringen, mittleren und nicht-existierenden Quantität sowie zur hohen Intensität und am Rande auch zur hohen Qualität untersuchen möchte. Basis ist eine eigene Datensammlung in Wörterbüchern der heutigen Standardsprachen. Die insgesamt 1 269 behandelten Ausdrücke sind also teilweise oder sogar ganz konventionalisiert. Dabei zeigt sich, dass mein Modell die beobachteten Daten auf einfache Weise ordnen und nicht mehr nur intuitiv, sondern psychologisch fundiert erklären kann.

Die Tatsache, dass die zur Illustration und Überprüfung der Theorie herangezogenen sprachlichen Daten zum großen Teil konventionalisiert sind, sollte jedoch nicht vergessen lassen, dass es mir im Wesentlichen um die universellen Hintergründe polygenetischer expressiver Innovationen geht und nicht um die Unterschiede zwischen den Sprachen. Den konventionellen Aspekt der expressiven Ausdrücke möchte ich weitgehend ausklammern, sowohl ihre etwaige Begrenzungen durch die Strukturen der Einzelsprachen als auch den anschließenden Prozess der Konventionalisierung. Dasselbe gilt für die historische Verankerung der Innova-

Einleitung

tionen, d. h. die konkrete Ausschöpfung des expressiven Potentials beim Sprechen.⁶ Ich möchte also nicht an dem Punkt aufhören zu fragen, an dem Innovationen in der Sprache beobachtbar sind, sondern mir erlauben, zu erforschen, warum es dazu kommen kann.

⁶ Zu diesen verschiedenen Fokussierungsmöglichkeiten der Innovationsforschung vgl. Oesterreicher 2001: 1583 (der den letzten beiden den Vorrang gibt). Der Aspekt der Konventionalisierung wird in Kapitel 4.2.2 angesprochen.

2. Eine kognitive Theorie der Expressivität

Im Folgenden möchte ich mich der Expressivität aus überfachlicher Perspektive in vier Etappen annähern: Der Ausdruck (Kapitel 2.1), speziell von Emotionen (Kapitel 2.2), führt zu Kommunikation (Kapitel 2.3) und stößt darüber Wandel an (Kapitel 2.4). Diese Zusammenhänge sind nicht spezifisch sprachlich. Wir müssen sie aber kennen, wenn wir sprachliche Kommunikation, insbesondere Sprachwandel, verstehen wollen.

2.1 Eine Typologie der Expressivität: Variablen und Varianten des Ausdrucks

Wortbedeutungen lösen sich meist irgendwann von der Wortherkunft (wie wir in Kapitel 3 und 4 noch ausführlich sehen werden), und insbesondere Definitionen wissenschaftlicher Begriffe lassen sich nicht daraus ableiten. Dennoch kann die Etymologie von Nutzen sein, um gerade historisch gewachsene Begriffe zu verstehen und darauf aufbauend zu schärfen und weiterzuentwickeln. So weist die Etymologie von *Expressivität* – zu lat. *ex-pressus* ‘heraus-gequetscht, gepresst’⁷ < *exprimere* ‘heraus-drücken, -pressen’ < *ex* ‘aus...heraus’ + *premere* ‘drücken, pressen’ (PONS-L⁸) – auf zwei Komponenten hin: *-pressus* auf eine Bewegung (dargestellt durch den Pfeil in Abb. 1) und *ex-* auf deren Richtung, nämlich von innen nach außen (dargestellt durch den Kreis).⁹ *Expression* ist also allgemein verstanden ‘Ausdruck’ und *Expressivität* seine spezifische Qualität, hier die Stärke, also ‘Ausdrucksstärke’ (dargestellt durch die Dicke der drei verschiedenen Pfeile; zur Opposition *Expression* vs.

⁷ Der Begriff *Expressivität* ist selbst expressiv, nämlich über die Strategien der Konkretisierung und der Übertreibung (vgl. Kapitel 3.3). Zum einen ist er konkretisierend, über die durch lat. *ex-* implizierte Metapher des CONTAINERS, der ein ‘Inneres’ beherbergt und gegen ein ‘Äußeres’ abgrenzt, sowie das Partizip lat. *-pressus*, das das gegenständliche Ergebnis einer nicht-gegenständlichen Handlung fokussiert. Zum anderen ist der Begriff übertreibend über den DRUCK bzw. das PRESSEN oder QUETSCHEN anstelle einer simplen Bewegung. Ursprüngliche und übertragene Bedeutung haben sich im Spanischen in einer Dublette erhalten: sp. *exprimir* ‘(materiell) ausdrücken’ vs. sp. *expresar* ‘(sprachlich) ausdrücken’ (DRAE).

⁸ Bei zitierten Wörterbuchartikeln gebe ich der besseren Lesbarkeit halber immer nur die Abkürzung des Wörterbuchs an (vgl. Bibliographie) und nicht den genauen Wörterbuchartikel, da sich dieser hinreichend aus dem Kontext erschließt.

⁹ Zur perceptiven Basis und den sprachlichen Konsequenzen der kognitiven innen/außen-Aufteilung vgl. die „Container metaphors“ bei Johnson (1987: 18ff.) bzw. Lakoff/Johnson (2003: 29).

Expressivität vgl. u. a. Guillaume 1943: 232). Damit wären wir wieder bei der Definition von Meillet (1912: 13) aus Kapitel 1.1: „parler avec force“.

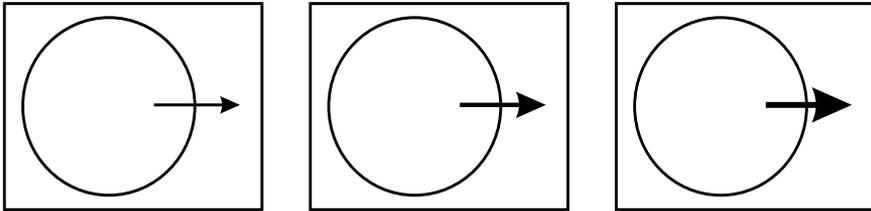


Abb. 1: *Ex-press-ivität* in drei verschiedenen ‘Aus-drucks-stärken’

Expression ‘Ausdruck’ und *Expressivität* ‘Ausdrucksstärke’ beziehen sich also auf den Sprecher. Umgekehrt könnte man auf Hörerseite von *Impression* und *Impressivität* im Sinne von ‘Eindruck’ und ‘Eindrucksstärke’ sprechen (vgl. auch „Impressionismus“ vs. „Expressionismus“ bei Richter 1927 sowie „ausgedrückt“ vs. „beeindruckt“ bei Goffman [1959] ¹⁰2003: 6, im Original hervorgehoben). Diese Impressivität kann sich auch unabhängig vom dahinterstehenden Ausdruck ergeben (vgl. Kapitel 2.2.1).

Doch was kann alles von innen nach außen ausgedrückt werden? Der sprachliche Ausdruck von Emotionen stellt nur einen Sonderfall dar (vgl. dazu Kapitel 3.1.3). Expressivität ist ein viel allgemeineres Phänomen, mit dem sich auch andere wissenschaftliche Disziplinen beschäftigen, insbesondere die Biologie, die Psychologie und die Soziologie. Abhängig davon, wer etwas ausdrückt, was ausgedrückt wird, wie dies geschieht und wozu, lässt sich eine Taxonomie der Expressivität aufstellen (vgl. Abb. 2).

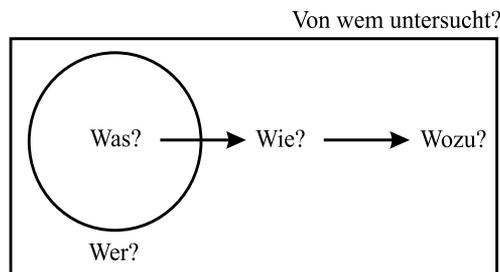


Abb. 2: Variablen der Expressivität

Diese Taxonomie wird im Folgenden vorgestellt. Kapitel 2.1.1 widmet sich der Frage nach dem „Wer?“, also den möglichen Trägern des Ausdrucks, Kapitel 2.1.2 dem inneren „Was?“, das ausgedrückt wird und Kapitel 2.1.3 dem äußeren „Wie?“. Bei Kapitel 2.1.4 zum „Wozu?“ sind wir bei den Funktionen, was ergänzt wird im Kapitel 2.1.5 um das „Wozu nicht?“, also um die Funktionen der Gegenstücke der Expres-

sivität. In Kapitel 2.1.6 schließlich geht es um die Frage „Von wem untersucht?“, also um die mit den verschiedenen Aspekten betrauten wissenschaftlichen Disziplinen.

2.1.1 Träger: Mensch, Tier, Gegenstand

Träger des Ausdrucks können nicht nur Menschen sein, sondern auch höher entwickelte Säugetiere, vor allem Primaten. Dies analysiert bereits Darwin sehr ausführlich in *The expression of the emotions in man and animals* (1872) für den nicht-sprachlichen Emotionsausdruck. So schreibt er beispielsweise zur Furcht¹⁰:

With all or almost all animals, even with birds, Terror causes the body to tremble. The skin becomes pale, sweat breaks out, and the hair bristles. The secretions of the alimentary canal and of the kidneys are increased, and they are involuntarily voided, owing to the relaxation of the sphincter muscles, as is known to be the case with man, and as I have seen with cattle, dogs, cats, and monkeys. The breathing is hurried. The heart beats quickly, wildly, and violently (...). (Darwin 1872: 77)

Man könnte sich fragen, inwiefern auch andere Tierarten und Lebewesen (z. B. Pflanzen), möglicherweise auch Gegenstände, zur Expressivität fähig sind. So werden etwa – um einen Extremfall zu nennen – Rotweine oft als expressiv beschrieben. Hierbei handelt es sich ganz offensichtlich um eine Rückprojektion von der Wirkung auf den Experiencer (Impressivität) zu ihrem Auslöser („l'expressivité des choses: ‘ce qu’elles ont l’air de vouloir dire’“, Ruyer 1955: 69). Dieser Sonderfall wird im Folgenden ausgeklammert. Allerdings verdeutlicht er einen Mechanismus, der für Expressivität im Allgemeinen eine wichtige Rolle spielt: die Unterstellung gar nicht ausgesendeter Expressivität durch einen interpretierenden Empfänger (vgl. Kapitel 2.2.1).

2.1.2 Inneres: Genom, Kognition, Emotionen

Unterschiedliche wissenschaftliche Disziplinen interessieren sich nicht nur für unterschiedliche Träger des Ausdrucks, sondern auch für unterschiedliche Aspekte des ausgedrückten Inneren.

Beginnen wir mit der einzigen Naturwissenschaft, die sich mit Expressivität beschäftigt: der Biologie. Das ‘Innere’, das sie betrachtet, sind die Gene. Expressivität bezeichnet in diesem Zusammenhang den Grad, mit dem sich ein Merkmal des Genotyps im Phänotyp offenbart (‘Grad der Ausprägung einer Erbanlage’, Duden) – sie betrifft also sämtliche Lebewesen (und damit auch Pflanzen; vgl. Kapitel 2.2.1). So

¹⁰ Man unterscheidet in der psychologischen Fachsprache zwischen durch ein externes Objekt aktuell ausgelöst und kurz andauernder *Furcht* und intern erzeugter, auf die Zukunft gerichteter und länger andauernder *Angst* (vgl. Roth 2003: 323f., 332; Lelord/André 2003: 274). Im Folgenden ist nur die Furcht als Basisemotion von Interesse (vgl. Kapitel 2.2.1).

drückt sich beispielsweise das genetische Geschlecht (XX- oder XY-Chromosom) in zahlreichen körperlichen Merkmalen aus, unter anderem in der Dicke der Stimm lippen und damit in der Grundfrequenz (Männer haben tiefere Stimmen als Frauen; vgl. Kapitel 3.1.1). Insofern ist auch dieser Typ der Expressivität für die Linguistik nicht vollkommen irrelevant. Doch nicht einmal über den rein körperlichen Ausdruck entscheidet allein der ‘innere’ Genotyp; es kommt stets die ‘äußere’ Umwelt dazu, wie der Fall eineiiger Zwillinge zeigt. Und diese spielt beim neuronalen ‘Inneren’ eine noch viel größere Rolle als beim genetischen ‘Inneren’ (also beispielsweise beim Persönlichkeitstyp im Gegensatz zum Körper; s. u.). Schon in der Biologie ist also klar, dass ‘Innen’ und ‘Außen’ keinen einfachen Gegensatz bilden, sondern miteinander interagieren (vgl. auch Kapitel 2.2.1 und 3.1).

Eine weitere Disziplin, die sich mit Expressivität beschäftigt, ist die Psychologie. Sie bezieht ihren Expressivitätsbegriff auf den Ausdruck eines bestimmten Teils der Hirntätigkeit, nämlich des Emotionalen (vgl. Izard 1981: 104, 141). Damit kommen nur emotionsfähige Lebewesen, also im Wesentlichen höhere Säugetiere und Menschen, als Träger in Betracht. Neben den ganz plötzlich auftauchenden Emotionen (stets im Plural; vgl. Kapitel 2.2.1) interessiert sie sich aber auch für mittel- und langfristige Aspekte, die mit Emotionen zusammenhängen, nämlich Stimmungen und Persönlichkeitstypen (u. a. Introversion und Extraversion¹¹; vgl. Kapitel 3.1.2).

In der Sprachwissenschaft, die sich ausschließlich mit dem Menschen beschäftigt (da dieser als einziger zu Sprache fähig ist; vgl. Kapitel 2.3.2), koexistieren verschieden enge Auffassungen von *Expression* und *Expressivität*. Mit *Ausdruck*¹² ist zum einen die materielle Seite des sprachlichen Zeichens von Saussure [1916] (1995) gemeint (vgl. auch dt. *Aus-sprache*); dieser drückt einen Inhalt aus, also ein kognitives Inneres (vgl. Abb. 3). Diese strukturalistische Idee hat sich sowohl in der generativen als auch in der kognitiven Linguistik gehalten: Chomsky (1979: 88) schreibt „Language serves essentially for the *expression* of thought.“ (Hervorhebung E. P.), und Lakoff/Johnson ([1980] 2003: 10) nutzen die von ihnen identifizierte Metapher LINGUISTIC EXPRESSIONS ARE CONTAINERS selbst (vgl. bereits Reddy 1979). Die Emotionen als Inhalt des Ausdrucks werden dagegen quer durch die Paradigmen vernachlässigt.

11 Im Gegensatz zur Alltagssprache spricht man in der Fachsprache der Psychologie von *Extraversion* bzw. *extravertiert* und nicht von *Extraversion* oder *extravertiert* (Duden).

12 In den Worten des deutschen Übersetzers Lommel (1931: 275): „dem gedanklichen Inhalt Ausdruck verleihen“ (bei Saussure [1916] 1995 lautet die Opposition bekanntermaßen *signifiant* vs. *signifié*).

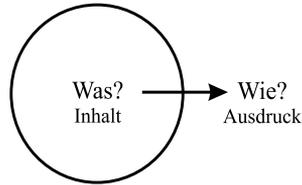


Abb. 3: Das sprachliche Zeichen

Diese Gemeinsamkeit der Paradigmen sollte allerdings nicht über einen großen Unterschied hinwegtäuschen: Während sich die strukturalistische Linguistik sowohl für die 'innere' *langue* als auch für die 'äußere' *parole* interessiert, fokussiert die generative Linguistik ausschließlich die 'innere' Kompetenz (im Gegensatz zur 'äußeren' Performanz), und die kognitive Linguistik setzt ihren Fokus umgekehrt auf den 'äußeren' Sprachgebrauch (*usage based*; vgl. Kapitel 2.3.1).¹³

Eine Einengung des Expressivitätsbegriffs bringt Bühler (1982: 24ff.). Bei ihm entspricht der Ausdruck nur einem Aspekt des sprachlichen Zeichens, nämlich dem sprecherbezogenen: Das Zeichen ist unter anderem „Symptom“ für die „Innerlichkeit“ des Sprechers (bzw. *Index* in der Terminologie von Peirce 1894). Dementsprechend hat Sprache unter anderem eine „Ausdrucksfunktion“ (neben einer „Appell-“ und einer „Darstellungsfunktion“; vgl. Zitat und Abb. 20 in Kapitel 2.3.5). Damit ist allerdings noch nicht klar, welcher Aspekt des Inneren gemeint ist.

Dies präzisiert Trubetzkoy ([1939] ⁷1989: 19ff.), der das Bühlersche Modell für die lautlichen Aspekte der sprachlichen Kommunikation fruchtbar macht, in seiner Lautstilistik. Er unterteilt die stimmlichen „Kundgabemittel“ in körperliche (z. B. Geschlecht; vgl. Kapitel 3.1.1) und psychologische Mittel (z. B. Emotionen, vgl. Kapitel 3.1.3) – die sich noch einmal als *natürliche* Mittel zusammenfassen lassen – sowie soziale (z. B. Milieu, Stadt/Land), also *konventionelle* Mittel. Ergänzen ließen sich hier noch die soziale 'Größe' (vgl. Kapitel 3.2.1), der Persönlichkeitstyp (vgl. Kapitel 3.1.2) sowie die Situation, in der Psychologisches und Soziales zusammenkommen (vgl. Kapitel 3.3.2).

Alle drei in Trubetzkoy ⁷1989 aufgeführten Aspekte des 'Inneren' werden von vielen jedoch nicht als Gegenstand der Linguistik im engsten Sinne aufgefasst (d. h.

¹³ Vgl. dazu die Definition der Kognitiven Linguistik auf der Website der *Deutschen Gesellschaft für Kognitive Linguistik* (DGKL): „Die Kognitive Linguistik wendet sich gegen eine modulare Auffassung der Sprachfähigkeit, d. h. gegen die Hypothese, dass die Sprache (...) ein autonomes System bilde, das mittels eines spezialisierten angeborenen Moduls erworben werde und nach eigenen Regeln und Prinzipien funktioniere. Stattdessen nimmt die Kognitive Linguistik an, dass die Sprachfähigkeit auf allgemeine kognitive und perzeptuelle Fähigkeiten zurückzuführen ist und zumindest teilweise durch sie motiviert ist. (...) Sprachliche Beschreibungen und Erklärungen sollten nicht (nur) auf Introspektion, sondern auf authentischem Sprachgebrauch basieren (*usage-based*).“ (<http://www.dgkl-gcla.de/dgkl.html>, Stand: 01.09.2014).

der ‘System’-Linguistik mit Phonologie, Morphologie, Syntax und Semantik; vgl. Kapitel 2.4.1). Die natürlichen Mittel werden üblicherweise als para- oder sogar nicht-sprachlich verbucht und der Psycholinguistik oder Phonetik überlassen (vgl. Kapitel 3.1); die konventionellen Mittel ihrerseits werden in die Sozio- oder Varietätenlinguistik ‘ausgelagert’ (vgl. Kapitel 3.2.2). Im Gegensatz zu diesen lautlichen „Kundgabemitteln“ steht bei Trubetzkoy⁷1989 der lautliche Aspekt der kognitiven Darstellungsebene. Mit diesem beschäftigt sich die Phonologie – als sprachwissenschaftliche Disziplin im Sinne der Systemlinguistik.

Die meisten Sprachwissenschaftler grenzen Expressivität jedoch auf einen ganz bestimmten Aspekt des Inneren des Sprechers ein, nämlich auf seine Emotionen: „serait expressif tout fait de langage associé à une émotion“ (Bally 1926: 75; vgl. dazu auch das Zitat von Jakobson 1960 in Kapitel 2.1.4)¹⁴ – wobei es streng genommen um den Grad der Emotionalität gehen müsste (s. o.). Daher stellt Kapitel 2.2 den Zusammenhang zwischen Linguistik und Emotionspsychologie her. Diese Eingrenzung auf die Emotionen kritisiert Drescher (2003: 25) jedoch als „reduktionistisch“ (unter Berufung auf Volek 1977: 138f.; vgl. auch Drescher 1997: 68ff.). In holistischer Perspektive behandeln Kapitel 3.1 und 3.2 entsprechend auch die körperliche und emotionale Basis der Pragmatik sowie der identitären und situationellen Variation, mit dem Ziel einer Weiterentwicklung der Höflichkeitstheorie von Brown/Levinson 1987 und der Varietätentheorie von Koch/Oesterreicher²2011.¹⁵

¹⁴ Für einen Überblick über verschiedene Einordnungen der Expressivität in die Semiotik vgl. Konstantinidou 1997.

¹⁵ Der Vollständigkeit halber müsste man hier noch die „expressiven Sprechakte“ von Searle 1969 erwähnen, die der Definition nach ebenfalls den psychologischen Zustand des Sprechers ausdrücken („expression of (...) psychological state“, Searle 1969: 65; vgl. dazu auch Marten-Cleef 1991). Die als Beispiele aufgeführten „expressiven Verben“ für Handlungen wie DANKEN, SICH ENTSCHULDIGEN oder GRATULIEREN sind allerdings nicht auf der Ebene des Ausdrucks, sondern auf der Beziehungsebene anzusiedeln (vgl. Kapitel 2.3.1). Sie können expressiv realisiert werden, müssen es aber nicht (z. B. dt. *Es tut mir wahnsinnig leid!* vs. *Ich würde mich gerne bei Ihnen entschuldigen*). Daher klammere ich sie im Gegensatz zu Koch/Oesterreicher (1996: 72) aus.

2.1.3 Äußeres: Körper, Sprechen, Verhalten

Die verschiedenen Aspekte des Inneren können sich auf verschiedene Art und Weise äußern. So drückt sich der Genotyp zum einen körperlich aus, zum anderen aber auch kognitiv und emotional (neuronal, also streng genommen ebenfalls körperlich). Dies geschieht zum Teil lebenslang auf die gleiche Weise, zum Teil mit mittel- oder langfristigen Veränderungen. Das ist für die Sprache insbesondere im Blick auf das natürliche Geschlecht und seinen Ausdruck in der Stimmhöhe relevant, denn dieser kann für die Konstruktion sozialer Identitäten funktionalisiert werden (vgl. Kapitel 3.1.1 und 3.2.2). Ergänzt werden diese Identitätskonstruktionen durch weitere Äußerungsformen, insbesondere Körperhaltung, Proxemik (Körperabstand), Gestik und Mimik sowie sonstiges Verhalten (vgl. Goffman ¹⁰2003: 5, 25). Je näher dieses 'Äußere' am Körper liegt, desto automatischer drückt sich das 'Innere' darin aus; je weiter es vom Körper entfernt liegt, desto freier ist es durch das Individuum kontrollierbar und damit auch zur Manipulation einsetzbar („Ausdruckskontrolle“, Goffman ¹⁰2003: 48¹⁶; vgl. auch Kapitel 2.2.1 und 3.2.2).¹⁷

Wie sieht es in diesem Zusammenhang mit den Emotionen aus? Sie manifestieren sich kurzfristig vor allem im Körperinneren (Herzschlag, Atmung) und an der Körperoberfläche (z. B. 'Gänsehaut', vgl. Kapitel 2.1.1), aber ebenfalls in Körperhaltung, Proxemik, Gestik und Mimik, Stimme, Sprache und sonstigem Verhalten (vgl. Bottenberg/Daßler 2002: 61ff.). Letztlich könnte man sogar die Kunst miteinbeziehen, denn hier ist sogar eine gesamte Stilrichtung nach dem Ausdruck benannt: der Expressionismus.¹⁸ Seine schrillen Farben und Dissonanzen gelten als unmittelbarer Ausdruck der Seele; emblematisch für die Epoche steht das Gemälde „Der Schrei“ (1893) von Edvard Munch (zum Schrei als parasprachlichem Emotionsausdruck vgl. Kapitel 3.1.3). Gerade dieser Fall demonstriert aber auch die Diskrepanz zwischen authentischem Ausdruck und Inszenierung mit Blick auf den Eindruck.

Die am besten erforschte Äußerungsform ist die Mimik. In der Psychologie hat sich hierfür eine eigene Subdisziplin herausgebildet, die Emotions- und Ausdruckspsychologie (vgl. Duchenne [1862] ²1876, Darwin 1872, Bühler 1933, Izard 1981, Otto/Euler/Mandl 2000, Bottenberg/Daßler 2002, Ekman [2003] ²2010). Für die Linguistik relevant ist beispielsweise die evolutionär vorteilhafte Mimik der Vor-

¹⁶ Goffman (¹⁰2003: 10) setzt u. a. die „fixierte“ „Erscheinung“ des „sozialen Status“ in Opposition zum „flüchtigen“ „Verhalten“ in der „Situation“. Die Unterscheidung von Identität und Situation ist auch für Kapitel 3.2 grundlegend.

¹⁷ Dies kann zu einem besonderen Problem werden, wenn (natürliche) Hautfarbe und (soziale) ethnische Identität voneinander abweichen, etwa bei weißen Kreolen oder schwarzen Festlandfranzosen (vgl. Pustka 2007: 55ff., Glose/Pustka 2014, Pustka im Druck).

¹⁸ Dagegen stellt Richter (1927: 356) einen Zusammenhang zum Impressionismus her: „Die impressionistische Sprechweise ist die dem Menschen ureigentümliche. (...) Die Kindersprache ist impressionistisch und tut unbewußt, was der impressionistische Künstler bewußt ausführt: er wählt aus dem Gesamteindruck dessen, was sein Gesichtsfeld trifft, das Wichtigste von Form und Farbe, verstärkt dies und opfert den Rest.“

Emotion¹⁹ Überraschung: Angehobene Augenbrauen und geweitete Pupillen (zur besseren Wahrnehmung) sowie geöffnete Lippen (zur besseren Atmung und damit Aktivierung) sind nämlich die Grundlage der übereinzelsprachlich verbreiteten Interjektion *Oh!* (zum mimischen Ausdruck vgl. auch Kapitel 2.2.1, zu den sich daraus ergebenden Interjektionen Kapitel 3.1.3). Wird der Reiz negativ bewertet – was der prototypische Fall ist (vgl. Kapitel 2.2.2) –, schlägt die Überraschung in Furcht um. Die Mimik ist hier sehr ähnlich (vgl. Abb. 4).

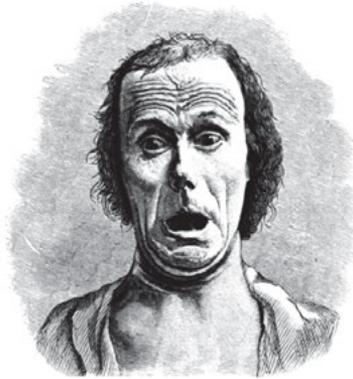


Abb. 4: Mimik der Furcht²⁰

Zusätzlich sorgt das für die Aktivierung zuständige sympathische Nervensystem dafür, dass sich Herzschlag und Atmung beschleunigen und dass Blut aus dem Kopf in die Beine gepumpt wird, um Kampf oder Flucht als angemessene Reaktion auf den Gefahrenreiz vorzubereiten. Gleichzeitig hemmt der Parasympathikus die für die anstehende Aktivität nicht notwendigen Bereiche, insbesondere Darmtätigkeit und Schließmuskel (vgl. Bottenberg/Daßler 2002: 82, das Zitat von Darwin 1872 in Kapitel 2.1.1 sowie Kapitel 2.2.1 zur Definition der Emotionen). Der Körperausdruck (der zu unserer Erfahrung der Umwelt gehört) ist bekanntermaßen das Quellkonzept der meisten Emotionswörter und -phraseologismen (vgl. u. a. Lakoff/Johnson 2003: 49; Bertrán/Iñesta Mena 2000; Ströbel im Erscheinen). So ist etwa INKONTINENZ die Quelle für die Emotionswörter dt. *Schiss* ‘Angst’ (Duden), fr. *trouille* ‘Kolik’ für ‘Angst’ (TLFi), pt. *cagarse* ‘sich bekacken’ für ‘große Angst haben’ (Houaiss) und mau. kr. *kaka* ‘Kacke’ für ‘Angst haben’ (DECOI) sowie für die Phraseologismen dt. *sich vor Angst in die Hose machen* (Duden), fr. *faire dans son froc* wörtl. ‘in seinen Frack machen’ (PR), sp. *cagarse de miedo* ‘sich vor Angst bekacken’ (DRAE) und gua. kr. *i ka kaka si-y* wörtl. ‘er kackt auf sich’ für ‘er hat Angst’ (LPTM).

¹⁹ Überraschung kann als Vor-Emotion eingestuft werden, da sie den anderen Emotionen vorausgeht. Sie ist von ihrer Bewertung her neutral. Nach der Bewertung des Reizes als positiv oder negativ schlägt sie dann in die entsprechende Emotion um, etwa Freude oder Furcht (vgl. Meyer/Reisenzein/Niepel 2000: 260).

²⁰ Abb. aus: Duchenne 1862, zit. von Darwin 1872.

Doch im Gegensatz zur Psychologie gilt der reine Emotionsausdruck in der Sprachwissenschaft gemeinhin als peripher. Er betrifft vor allem die direkt an den Körper gebundene Formseite der Sprache (vgl. Kapitel 3.1.3): über die Atmung in der Lunge die Syntax (z. B. in der Kürze der Sätze), über die Bewegung der Stimm lippen im Kehlkopf die Stimmqualität und Prosodie sowie über die Verformung des Mundes, insbesondere der Lippen, die Qualität primärer Interjektionen (vgl. dazu ausführlich Kapitel 3.1.3). Am besten erforscht ist sicherlich die emotionsausdrückende Prosodie (vgl. u. a. Johnstone/Scherer 2000, Kreiman/Sidtis 2011); diese gilt jedoch als Gegenstand der Phonetik, nicht der Linguistik. Auch die Merkmale des individuellen Ausdrucks – seien sie phonetischer, graphischer oder stilistischer Art –, werden von der angewandten forensischen Phonetik und Linguistik untersucht (um sie beispielsweise zur Verbrecheridentifikation einzusetzen). Die theoretische Linguistik vernachlässigt sie dagegen bislang.

Daneben existieren aber auch in erster Linie darstellende sprachliche Zeichen, die nebenbei auch Emotionen ausdrücken, z. B. vlat. *tripalium* ‘Folter’ für ‘Arbeit’ (vgl. Kapitel 1 und ausführlich Kapitel 3.3.1). Diese sind aus der Sprachwandelforschung bekannt, insbesondere aus der Romanistik (vgl. u. a. Mair 1992, Koch/Oesterreicher 1996; dazu ausführlich Kapitel 3.3). Der Zusammenhang dieses Typs der Expressivität zu den Emotionen bleibt allerdings theoretisch zu fundieren (vgl. dazu Kapitel 2.2.4).

2.1.4 Funktionen: Überleben, Katharsis, Kommunikation

Emotionen und Expressivität haben drei verschiedene Funktionen, die sich im Laufe der Evolution herausgebildet haben: Überleben, Katharsis und Kommunikation (wobei die letzten beiden indirekt ebenfalls dem Überleben dienen).

Die primäre Funktion von Emotionen ist das Überleben des Individuums (sowie der Fortbestand der Art). Diese Funktion hat sich zeitlich als erstes ausgebildet, ist im Tierreich am weitesten verbreitet und möglicherweise auch für den heutigen Menschen immer noch am wichtigsten. Entscheidend dafür ist allerdings nicht die Hirntätigkeit, sondern ihr körperlicher Ausdruck. Er verschafft dem Individuum Überlebensvorteile, indem er die für den jeweiligen Reiz angemessene Reaktion vorbereitet. So beschleunigen sich bei Furcht beispielsweise Atmung und Herzschlag, um den Körper für Kampf oder Flucht zu aktivieren (vgl. Zitat von Darwin 1872 in Kapitel 2.1.1 und Kapitel 2.2.2). Diese Funktion betrifft ausschließlich die nicht-lautliche und damit die nicht-sprachliche Expressivität.

Die Katharsis²¹ (‘Reinigung’; vgl. u. a. Sperber [1923] ³1965, Gamillscheg 1930, Kainz 1941, Martinet 1991), d. h. die psychische Bewältigung von Emotionen, lässt sich dagegen nur bei höheren Tieren vermuten. Diese Funktion wird durch den lautlichen Ausdruck erfüllt, insbesondere durch Schreien und Fluchen, was

²¹ Der Begriff der Katharsis geht auf Aristoteles zurück. Dieser vermutete, dass Tragödien beim Zuschauer Furcht und Mitleid erregen, was sie von ihren Emotionen ‘reini-gen’ würde (vgl. *Poetik*, Kapitel 6, 1449b, 24-28).

Stephens/Atkins/Kingston 2009 zumindest für die Bewältigung von Schmerzen empirisch nachweisen konnten.²² Diese Funktion betrifft also die parasprachliche Expressivität (vgl. Kapitel 3.1.3). Aber auch dem Sprechen an sich (d. h. der Expression, s. o.) wird diese Funktion unterstellt: 'Sich Aus-sprechen' gilt als 'erleichternd' (vgl. Kainz 1941: 188; siehe auch „Mitteilungsbedürfnis“ bei Koch/Oesterreicher²2011: 74). Die Unterdrückung des Ausdrucks dagegen, wie sie die sozialen Normen von Höflichkeit verlangen (vgl. Kapitel 2.1.5), gilt in der Psychologie als 'belastend', d. h. als körperlich und neuronal schädlich (vgl. Schulz von Thun⁴⁸2010: 14, 115), und damit dem Überleben des Einzelnen und dem Fortbestand der Art abträglich.

Doch der Ausdruck, egal welchen Typs, spielt nicht nur für das sich ausdrückende Selbst eine Rolle. Er wird auch von anderen Lebewesen wahrgenommen – und dadurch automatisch kommunikativ (zur Emergenz der Kommunikation aus dem Ausdruck, vgl. Kapitel 2.1.1). Diese Funktion ist für die Sprachwissenschaft zentral. Aber auch Kommunikation ist nicht nur Selbstzweck, sondern dient wiederum dem Überleben des Einzelnen sowie dem Fortbestand der Art, hat also ebenfalls eine evolutionäre Funktion (vgl. Hülshoff³2006: 19, 34). So unterstützt Angstschweiß beispielsweise nicht nur die Kühlung des Körpers bei der Flucht (vgl. Hülshoff³2006: 59 und Zitat von Darwin 1872 in Kapitel 2.1.1), sondern ist auch ein olefaktisches Warnsignal für andere (vgl. Albrecht et al. 2011). Das Gleiche gilt für den lautlichen Angstschrei: Er 'erleichtert' nicht nur den Schreienden (s. o.), sondern kann auch Gruppenmitglieder warnen oder zu Hilfe rufen. Daneben kann Ausdruck auch rein kommunikativ sein, selbst bei Tieren. So wurde etwa bei Affen beobachtet, dass sie bestimmte Rufe nur dann ausstoßen, wenn auch ein beeindruckbares Publikum vorhanden ist (vgl. Tomasello 2009: 28).

Der Ausdruck kann aber auch ausschließlich dazu produziert werden, um auf das Gegenüber einzuwirken (Appell), ohne dass überhaupt ein entsprechendes 'Innere' vorhanden wäre. Diese Möglichkeit scheint sich auf den lautlichen Ausdruck von Kognition und Emotionen durch den Menschen zu beschränken (vgl. Dabrowska 2004: 58) – zumindest, was den kurzfristigen Ausdruck in der Situation betrifft. Diese „Funktionalisierung der Selbstoffenbarung“ (Schulz von Thun 1981: 29) zur Manipulation des Gegenüber – sowie seiner selbst („Selbsttäuschung“, Goffman¹⁰2003: 22, 76²³) – ist aus der Psychologie wohlbekannt. Beim körperlichen Ausdruck der Identität dagegen lassen sich Manipulationen auch bei anderen Lebewesen beobachten, allerdings sehr langfristig in der Evolution von Generation zu Generation. So dienen etwa die Schmuckfedern des Pfau nicht etwa dem Überleben (sie sind diesem sogar abträglich), sondern ausschließlich der Beeindruckung des anderen („Handicap-Prinzip“, vgl. Zahavi/Zahavi 1998 und Kapitel 2.4.1).

²² Stephens/Atkins/Kingston 2009 fanden heraus, dass Schreien und Fluchen Schmerz mildert, wenn man einen Finger in eiskaltes Wasser hält, weil sich dadurch der Herzschlag erhöht. Für diesen Nachweis der Katharsis erhielten sie 2010 den Ig-Nobelpreis (engl. *ignoble* 'unehrenhaft'), den satirischen Anti-Nobelpreis.

²³ Das Konzept des *face* (bzw. dt. *Image*) von Goffman [1967] 1986 bezieht sich ja gerade auf das öffentliche Selbstbild.

In der Linguistik wird diskutiert, inwiefern sprachliche Expressivität dem Ausdruck einer tatsächlichen Emotion beim Sprecher entspringt und inwiefern dieser nur in Hinblick auf den Eindruck beim Hörer ‘inszeniert’ wird (zur Diskussion dieser Frage in der Psychologie vgl. u. a. Russell/Fernandez-Dols 1997). Dementsprechend unterscheidet bereits Marty 1908 zwischen *emotionaler* Kommunikation als Emotionsausdruck mit dem Zweck der Katharsis (z. B. beim Fluchen) und *emotiver* Kommunikation, dem Einsatz des Ausdrucks zum Appell (inwiefern dieser bewusst oder sogar absichtsvoll geschieht, ist schwer zu beantworten; vgl. Kapitel 2.2.3). Während nach Danblon 2003 allein der nicht-sprachliche Schrei rein expressiv ist, halten zahlreiche andere Autoren es zumindest für möglich, dass auch sprachliche Expressivität Emotionen entspringt:

(...) ce langage, qui exprime aussi des idées, exprime avant tout des sentiments (...). (Bally 1909: 6)

‘Der Vortrag war schrecklich langweilig und dumm anderthalb Stunden lang hat der Esel geschwätzt’ (...) Die Ersatzworte haben sich vorgedrängt, weil ein Affekt in der Seele des Sprechenden – der Ärger über die verlorene Zeit und der Widerspruch gegen das Vorgetragene – nach Ausdruck rang (...). (Sperber 1914: 24f.)

(...) daß eine von Haus aus der emotionalen Entladung dienende Ausdrucksweise wie z. B. das erzählende Präsens (...) sekundär in den Dienst der Anschaulichkeit treten kann, ein Übergang von der Natur zur Kunst. (Havers 1931: 146; Sperrung im Original)

Dem entspricht auch die Idee der „emotionalen Beteiligung“ von Koch/Oesterreicher (1996: 69 bzw. ²2011: 7) und der expressiven Sprechakte von Searle 1969 (vgl. Fußnote 8).

Emotionen müssen sich allerdings nicht zwangsläufig äußern. Sie können uns auch sprichwörtlich ‘sprachlos’ machen oder auch ‘unterdrückt’ bzw. durch einen anderen Ausdruck ‘maskiert’ werden (vgl. Bottenberg/Daßler 2002: 72, Ekman ²2010: 5). Dies geschieht insbesondere im Fall der Euphemisierung und Höflichkeit (vgl. Blank 1997: 397, Koch/Oesterreicher ²2011: 122 sowie Kapitel 2.1.5). Umgekehrt kann Expressivität auch gerade in an sich wenig emotionalen Situationen beobachtet werden, beispielsweise in den Massenmedien, wo Emotionalität durch Sprache ganz offensichtlich erzeugt werden soll (vgl. Kapitel 4.2 zur BILD-Zeitung).

Viele Sprachwissenschaftler lehnen es daher ab, Expressivität isoliert in Bezug auf die Ausdrucksfunktion zu betrachten. Sprachliche Expressivität sei immer (zumindest) auch kommunikativ:

Le discours expressif est produit non seulement pour satisfaire le besoin d’expressivité de celui qui parle mais il est surtout réalisé en fonction de celui qui écoute. (Thibault 1979: 97)

Diese Gleichzeitigkeit von Ausdruck und Appell findet sich auch in zahlreichen Definitionen des expressiven ‘Mehrwerts’²⁴ (vgl. Kapitel 2.2.4) wieder: Erdman (1900: 82, 85) fasst unter „Gefühlswert“ bzw. „Stimmungsgehalt“ gleichzeitig den „Seelenzustand des Sprechenden“ und die „Gefühle und Stimmungen, die es [ein Wort; E. P.] erzeugt“, und Hermanns (2002: 356) versteht unter *emotionaler Bedeutung* die „Eigenschaften dieser Lexeme, Emotionen zum Ausdruck zu bringen, aber auch zu evozieren“.

Zahlreiche Autoren halten den Ausdruck gar für eine Sackgasse und beziehen Expressivität ausschließlich auf den Appell (wobei man in diesem Fall auch von Impressivität sprechen könnte; vgl. Kapitel 2.1.1):

Aber diese ‘self-expression’ ruft keine expressive Wirkung hervor. Der expressiven Funktion der Sprache liegt, es sei nochmals betont, das Bestreben des Senders zugrunde, auf den Empfänger mit dem Ziel der Überzeugung einzuwirken. (Gataullin 1977: 72)

L’affectivité par la situation doit être nettement séparée de l’expressivité (...). Tandis que l’affectivité, fortuite, ne relève que de la causalité, l’expressivité suppose au contraire un acte de finalité (...). (Frei 1929: 236)

Die Appellfunktion ergibt sich, wie oben erläutert, automatisch. Sie kann aber auch – bewusst oder unbewusst, absichtsvoll oder unabsichtsvoll – zur Manipulation des Gegenübers eingesetzt werden (vgl. auch Blank 1997: 370):

Die sogenannte EMOTIVE oder ‘expressive’ Funktion (...) bringt die Haltung des Sprechers zum Gesprochenen unmittelbar zum Ausdruck. Sie sucht einen Eindruck über eine bestimmte Emotion, ob wirklich oder fingiert, zu erwecken. (Jakobson 1960: 89)

In diesem Fall entspricht der Ausdruck gar keinem Inneren; die Emotionen werden vielmehr absichtsvoll ‘inszeniert’ – wie dies auch nicht-sprachlich möglich ist (vgl. Kapitel 2.2.1 und 3.1.3). Diese Auffassung ist insbesondere in der Grammatikalisierungsforschung verbreitet, wo allerdings nicht ein ‘inszenierter’ Emotionsausdruck des Sprechers, sondern die auf den Hörer gerichtete Alltagsrhetorik gemeint ist (Impressivität; vgl. Kapitel 2.1.1), die gleichzeitig eine Darstellungsfunktion innehat (vgl. Kapitel 1 und 2.2.4):

Another problem of the term ‘expressive’ is that it might convey the idea that speakers primarily want to express themselves, whereas in fact their primary goal is to impress the hearer. Thus, I disagree with Koch and Oesterreicher (1996), who equate the ‘expressivity’ at the beginning of grammaticalization with ‘strong emotional involvement’ (1996: 69). Not the speaker’s emotions are at issue, but the hearer’s reactions. (Haspelmath 1999: 1065)

The understanding of expressivity outlined above is at variance with the traditional use of the term, which covers all sorts of manifestations of the speaker’s self (cf. Bühler

²⁴ Zur Diskussion der Ökonomie-Metaphorik in Bezug auf Sprache und Sprachwandel vgl. Kapitel 4.2.1.

1982: 28, Jakobson 1981: 22, Mair 1992: 104ff., esp. 110, 124). Rather, it characterizes a basic type of strategy on the part of speakers who say more than they must in order to achieve certain rhetorical effects (see Israel 1998: 109-10, Blank 1999: 63-6, 80-83). (Detges/Waltereit 2002: 179)

Während Detges/Waltereit 2002 den Begriff der Expressivität entsprechend auf die Hörergerichtete Alltagsrhetorik begrenzen, wählt Haspelmath (1999: 1057) hierfür einen alternativen Begriff, *Extravaganz*, in Anlehnung an Kellers (32003: 139) Maxime „Rede so, dass Du beachtet wirst.“ (vgl. auch Kapitel 2.4.1). Inwiefern diese Alltagsrhetorik mit Emotionen (Ausdruck und/oder Eindruck) zusammenhängen könnte, wie dies u. a. Bally 1909, Sperber 1914, Havers 1931, Koch/Oesterreicher 1996 und Vigara Tauste 1992 vermuten, wird nicht weiter erörtert (vgl. dazu Kapitel 2.2.4).

Aufgrund der Kopräsenz von Sprecher und Hörer in der natürlichen Sprechsituation und der entsprechenden Polyfunktionalität des sprachlichen Zeichens (vgl. Bühler 1982: 28 und Kapitel 2.3.5) stellt sich die Frage, ob Ausdruck und Appell überhaupt voneinander trennbar sind. Während Trubetzkoy (1989: 26) und Martinet (1991: 6) diese Schwierigkeit in bestimmten Fällen sehen, besteht darin für Drescher (2003: 27) ein prinzipiell unlösbares „erkenntnistheoretisches Problem“ (vgl. auch Drescher 1997: 69). Für Fiehler (1990: 1f.) dagegen handelt es sich lediglich um zwei unterschiedliche Forschungsperspektiven. Dieses Entweder-Oder versperrt meines Erachtens den Blick auf ein zentrales Wesensmerkmal der Expressivität: die metonymische Verschiebung vom Ausdruck zum Appell. Der Ausdruck kann in den Hintergrund, der Appell in den Vordergrund rücken, wie bereits von Martinet 1991 angedeutet (wobei dieser das Resultat nicht mehr *expressiv* nennt):

Il est, en fait, fréquent que le locuteur joue de différents procédés expressifs dont il sait, par expérience, qu'ils seront perçus et interprétés par son public. Ainsi, ce qui n'était qu'expressif, devient communicatif. (Martinet 1991: 4; vgl. auch Fiehler 1990: 102f.)

In den Worten des Sprachpsychologen Kainz: „der Schrei wird zum Ruf, zum Zuruf.“ (Kainz 1941: 192) Kommunikation emergiert also aus dem Ausdruck (dazu mehr in Kapitel 2.2.1). Dabei bleibt der Ausdruck aber in vielen Fällen präsent: Auch 'inszenierte' Indexe wirken ja nur deswegen, weil sie als Indexe wahrgenommen werden und nicht als Symbole (vgl. Pustka 2014b zur 'inszenierten' Emotionalität in der BILD-Zeitung).

2.1.5 Gegenstück Ausdrucksunterdrückung:
Emotionsunterdrückung, Höflichkeit²⁵, Euphemisierung²⁶

Die Frage nach dem „Wozu?“ muss ergänzt werden um die Frage nach dem „Wozu nicht?“. Denn nicht nur der Ausdruck von Emotionen ist funktional, sondern auch seine Unterdrückung (zu der allein der Mensch fähig zu sein scheint; vgl. Kapitel 2.2.1): Während diese der körperlichen Gesundheit zwar abträglich ist (vgl. Kapitel 2.1.4), lassen sich so jedoch andere Ziele besser erreichen, weswegen kognitive ‘Aufklärung’ mit sozialen Normen von Höflichkeit einhergeht (vgl. auch Kapitel 2.2.3). Ein Beispiel dafür ist, dass Tränen ‘heruntergeschluckt’ werden können, um Enttäuschung zu verbergen und das Bild einer ‘starken’ Persönlichkeit zu konstruieren (bzw. nicht zu dekonstruieren). Ein anderes Beispiel sind Tabukonzepte wie EXKREMENTE.²⁷ Diese können verschwiegen werden (z. B. dt. (*aufs Klo müssen*), um dem Gegenüber nicht ‘zu nahe zu treten’ und ihm Peinlichkeit zu ersparen.

Diese beiden Beispiele illustrieren bereits die Zusammenhänge zwischen den drei Ebenen der Kommunikation, die sich nach Bühler [1934] 1982 und Watzlawick/Beavin/Jackson 1969 definieren lassen: Im ersten Beispiel sind Ausdruck und Beziehung miteinander verknüpft, im zweiten Beispiel Darstellung und Beziehung (zu einer ausführlichen Präsentation der Kommunikationsfunktionen vgl. Kapitel 2.3.5). Dementsprechend lassen sich die beiden Typen der Expressivität, Emotionsausdruck und Alltagsrhetorik, noch um einen dritten Typ ergänzen: die Beziehungsebene mit Höflichkeit und Unhöflichkeit (wozu auch Affektivität gehört; vgl. Kapitel 1.1).

Die Kommunikation auf der Beziehungsebene²⁸ lässt sich über zwei Fragen strukturieren, über die Frage nach dem „Wie?“ und über die Frage nach dem „Wozu?“ bzw. „Mit welcher Wirkung?“. In Bezug auf das „Wie?“ lässt sich nach Goffman (1986: 19) unterscheiden zwischen „defensive[r] Orientierung“ in Bezug auf das eigene Image und „protektive[r]“ in Bezug auf das Image des Anderen. Bei Brown/Levinson (1987: 101ff., 129ff.) entspricht dies der Unterscheidung zwischen *negativer* und *positiver Höflichkeit*. Dabei ist mit *negativer Höflichkeit* Höflichkeit im alltagssprachlichen Sinne gemeint, also „höfliches, gesittetes Benehmen“ (Duden), wie es sich im Europa der frühen Neuzeit am Hofe entwickelte (daher auch dt. *Höflichkeit zu Hof*, fr. *courtoisie* zu *cour*; vgl. Held 1995: 28, Watts 2003: 32ff.). Da sich dieser Typ der Höflichkeit durch Zurückhaltung und Vermeidung auszeichnet

²⁵ Die diskursiven Aspekte der Höflichkeit werden im gesamten Buch außen vor gelassen – genauso wie bei der Expressivität (vgl. Kapitel 1.3).

²⁶ Der Begriff der *Euphemisierung* soll hier auf den Prozess verweisen, im Gegensatz zum Produkt, dem *Euphemismus* (vgl. auch *Innovierung* und *Innovation* in Kapitel 2.4.1).

²⁷ Einen Überblick über Sprachtabus liefert Balle 1990 (vgl. auch Kapitel 3.1.3 und 3.3).

²⁸ Entsprechend schlägt Held (1995: 107) den Terminus *Beziehungsarbeit* vor, den sie stets „positiv“ verstanden wissen will. Damit wird aber einseitig der Aspekt der Konstruktion fokussiert und der Aspekt des Ausdrucks vernachlässigt. Zudem ist die ausschließlich ‘positive’ Bewertung des Phänomens der Höflichkeit angesichts der in Kapitel 3.2.1 besprochenen verbalen Machtausübung fragwürdig.

(vgl. Goffman 1986: 21f.), etwa durch indirekt formulierte Bitten oder Kritik (z. B. dt. *Könnten Sie mir vielleicht das Salz reichen?*; vgl. Kapitel 3.2.2 und 3.3.2) – und die Bewertung als positiv oder negativ unabhängig davon ist –, möchte ich hierfür den transparenteren Terminus *passive Höflichkeit* vorschlagen, in Anlehnung an „langage passif“ im Zitat von Frei 1929 unten. Diesem ist nach dem entgegengesetzten „langage actif“ der Terminus *aktive Höflichkeit* gegenüberzustellen, als Ersatz für die *positive Höflichkeit* bei Brown/Levinson 1987. Hiermit ist die aktive Aufwertung und Annäherung des Gegenübers gemeint, beispielsweise durch Anredeformen (z. B. dt. *mein Schatz, Euer Ehren*) oder Komplimente (vgl. Kapitel 3.2.1).²⁹

Die Frage nach dem „Wozu?“ führt uns zu der Wirkung, wobei letztlich nicht die Absicht des Senders entscheidend ist, sondern die Interpretation durch den Empfänger (vgl. Culpeper 2011: 23). Daher sollte man die Frage auch besser als „Mit welcher Wirkung?“ formulieren (s. o.). Dieses Kriterium erlaubt es, zwischen Höflichkeit und Unhöflichkeit zu unterscheiden: Höflichkeit ist aufwertend, Unhöflichkeit abwertend (z. B. dt. *Sau, Stück Scheiße*; vgl. Kapitel 3.2.1) – in Bezug auf diese Bewertung passen die Begriffe *positiv* und *negativ* besser.

Grundlage für aktive und passive Höflichkeit und Unhöflichkeit sind zwei entgegengesetzte Triebe des Menschen: Geborgenheit und Autonomie oder – plakativ formuliert – die Aufforderungen „Liebe mich!“ und „Lass mich in Ruhe!“. Während zu Beginn eines Menschenlebens der Trieb nach Geborgenheit das Überleben sichert, kommt im Laufe des Erwachsenwerdens immer mehr der Trieb nach Autonomie hinzu, bis sich beide in einem Spannungsverhältnis gegenüberstehen (vgl. Schulz von Thun ³¹2010: 61). Der erwachsene Mensch möchte sowohl geschätzt als auch respektiert werden. Sein Selbstbild (engl. *face* oder dt. *Image*; vgl. Goffman 1986: 10ff.) haben Brown/Levinson (1987: 62) entsprechend in positives und (erwachsenes) negatives *face* aufgespalten, und so spricht Kerbrat-Orecchioni (2001: 73ff.) in Bezug auf positive Höflichkeit auch von „face-flattering acts“ sowie Culpeper (2011: 23) in Bezug auf Unhöflichkeit von „face attacking“.

Das ontogenetische Primat des Triebs nach Geborgenheit sollte jedoch nicht zu dem Schluss führen, dass passive Höflichkeit ‘unnatürlich’ sei (auch wenn nur der Mensch mit Hilfe der Kognition seine Emotionen kontrollieren kann; vgl. Kapitel 2.2.1):

La politesse et les émotions sont généralement considérées comme antinomiques (...) la politesse est du côté de l’anti-nature, de la maîtrise des pulsions, et du souci premier d’autrui (...), quand l’émotion est plutôt du côté de la nature, de la pulsion individuelle, et du comportement autocentré. (Kerbrat-Orecchioni 2000: 51)

Eine einfache Dichotomie von ‘natürlicher’ Expressivität und ‘unnatürlicher’ Emotionsunterdrückung wird in der Tat der Komplexität der menschlichen Psyche nicht

²⁹ Es ist vollkommen klar, dass der Sprecher auch bei der passiven Höflichkeit aktiv ist (nur beim Schweigen ist dies nicht der Fall; vgl. Kapitel 2.4.1). Aber er verändert auf diese Weise weniger die Welt als bei der aktiven Höflichkeit. Mit diesen Begrifflichkeiten kann auch an die Opposition von *expressiver Überinformativität* und *euphemistischer Unterinformativität* angeschlossen werden (s. u.).

gerecht (vgl. dazu auch Held 1995: 22). Emotionsunterdrückung wird vielmehr zur 'zweiten Natur' (vgl. Keller ³2003: 65) des erwachsenen Menschen (wobei es hier kulturelle Unterschiede gibt; vgl. Kapitel 3.2). Adäquater wäre daher eine Modellierung über zwei sich widersprechende Kräfte (wie auch in den Sprachwandelmodellen in Kapitel 2.4.1).

All diese Zusammenhänge sind nicht spezifisch für menschliche Sprache, sondern allgemein-kommunikativer Art (vgl. Goffman ¹⁰2003: 129). In Bezug auf die Sprache bzw. vor allem auf die rein sprachliche Darstellungsebene haben sich hier die Begriffe *Stärkung* und *Schwächung* eingebürgert (vgl. Krefeld 2001: 1341), die aber – genauso wie Expressivität – häufig intuitiv verwendet werden. Da die Darstellungs- oder Sachebene³⁰ oft der Beziehungsebene dient (s. u.), ist es nicht verwunderlich, dass sich diese Opposition bereits in der Soziologie findet. So stellt Goffman (¹⁰2003: 129) der „Überbetonung“ die „Untertreibung“ gegenüber und darauf aufbauend Brown/Levinson (1987: 217ff.) „Understatement“ und „Overstatement“.³¹ Dieser Gegensatz zieht sich auch von Anfang an durch die linguistische Forschung zu Sprachwandel und Expressivität (vgl. auch Spitzer 1922: 39ff., Kiesler 1989: 83):

Der volkstümlichen Derbheit gegenüber steht der Euphemismus (Paul [1880] ¹⁰1995: 102)

Prédominance du moi, prédominance des sujets étrangers au moi, tels sont les deux pôles entre lesquels oscille l'expression parlée (Bally 1909: 290)

(...) je nachdem ein Bedürfnis nach euphemistischer Verschleierung vorliegt, z. B. bei entschlafen für 'sterben', oder nach gesteigerter Affektentladung, wie etwa bei verrecken. Aber diese beiden extremen Fälle, zwischen denen es eine Unzahl mehr oder weniger deutlicher Übergänge gibt, sind durch ein gemeinsames Kennzeichen zusammengehalten. In beiden Fällen ist unverkennbar ein starker Affekt vorhanden; was verschieden ist, ist nur die Stellung, die der Sprechende zu dem durch den Affekt hervorgerufenen Ausdrucksbedürfnis einnimmt. Im einen Fall nimmt er Rücksicht auf gesellschaftliche Gesetze oder fremde Gefühle und sucht daher eine Ausdrucksform, die zwischen diesen hemmenden Faktoren und einer restlosen Entladung des aufge-

³⁰ Zur Opposition von Sach- vs. Beziehungsebene nach Watzlawick/Beavin/Jackson 1969 vgl. Kapitel 2.3.5.

³¹ „Strategy 4: Understate In this and the following two strategies we consider how the addressee can be invited to make inferences by the speaker's violation of the Quantity Maxim. (...) Understatements are one way of generating implicatures by saying less than is required. Typical ways of constructing understatements are to choose a point on a scalar predicate (e.g. tall, good, nice) that is well below the point that actually describes the state of affairs (...)

Strategy 5: Overstate If S says more than is necessary, thus violating the Quantity Maxim in another way, he may also convey implicatures. He may do this by the inverse of the understatement principle – that is, by exaggerating or choosing a point on a scale which is higher than the actual state of affairs. (...) There were a million people in the Co-op tonight!” (Brown/Levinson 1987: 217ff.; im Original mit hervorgehobenen Überschriften)

speicherten Affekts die nach seinem Empfinden richtige Mitte hält; im andern ist die Zensur so schwach oder der Affekt so stark, dass sich einschränkende Faktoren irgendwelcher Natur nicht geltend machen können und das stärkste Kraftwort ist in diesem Fall das geeignetste. (Sperber 1921: 155; Sperrungen im Original)

Le besoin d'expressivité n'est pas un besoin simple; il comporte de multiples aspects. D'une manière générale, on peut distinguer le besoin d'agir sur l'interlocuteur et le besoin de le ménager, c.à.d. le *langage actif* et le *langage passif*. Le langage actif embrasse surtout les divers procédés dus à l'exagération; le langage passif comprend les expressions qui tendent à atténuer la pensée ou le sentiment, les euphémismes, les signes de politesse, etc. (Frei 1929: 235; Hervorhebungen E. P.)

Emotionale Markiertheit heißt, dass die entsprechenden Konzepte einem ständigen Druck zur Neuversprachlichung unterworfen sind. Dies kann einerseits durch expressive, 'starke' Ausdrücke geschehen, wie z. B. bei den Wörtern für 'sehr' (vlat. *trans*, fr. *énormément*, it. *terribilmente*, dt. *furchtbar* etc.), andererseits – im Falle des Tabus – durch beschönigende, euphemistische Bezeichnungen (spätlat. *male habitus* 'in schlechtem Zustand befindlich' > fr. *malade*, it. *malato* 'krank'). (Blank 1997: 351)

Insbesondere in der neueren Grammatikalisierungsforschung findet sich diese Opposition wieder, sei es unter den Begriffen *Stärkung* vs. *Schwächung* oder *Überinformativität* vs. *Unterinformativität* (vgl. Hopper/Traugott 1993: 65, Detges 2001: 33, 44ff. und Kapitel 2.2.4). So stellt Traugott (1988: 406f.) beispielsweise die pragmatische Stärkung („pragmatic strengthening“) der semantischen Schwächung („semantic weakening“) gegenüber und schreibt: „strengthening occurs in early stages of grammaticalization, and bleaching in later stages“ (Traugott 1988: 406f.). Detges/Waltereit 2002 sehen dagegen schon bei der ersten Etappe, der Innovierung im Sprachgebrauch, zwei mögliche Richtungen:

As a type of 'emphatic' strategy (Israel 1998: 105) whereby speakers are more informative than necessary, expressivity is opposed to speakers' strategies of 'understatement' which consist in conveying less information than required, such as euphemisms (cf. Blank 1999: 81, Israel 1998: 109), indirect speech acts as well as indirectness in general (cf. Israel 1998: 105-10). (Detges/Waltereit 2002: 180)

Die Zitate zeigen, dass die Begriffe der *Stärkung* und *Schwächung* in der Forschung mehrdeutig verwendet werden. Sie können sich zum einen auf den Ausdruck des Sprechers und zum anderen auf den Eindruck beim Hörer beziehen, und beim Ausdruck entweder auf die (direkt an den Körper gebundene) Form oder auf den (seinen Emotionen entspringenden) Inhalt. In manchen Fällen kommen diese drei Typen zusammen: Wird beispielsweise ein Fluch bzw. eine sekundäre Interjektion wie dt. *Scheiße!* ausgerufen, ergibt sich formale Stärke durch die hohe Lautstärke, inhaltliche Stärke durch den Tabubruch und pragmatische Stärke durch die durch beides erregte Aufmerksamkeit beim Hörer (vgl. auch Kapitel 3.1.3).

Formale Stärkung und Schwächung sind aus der historischen Phonetik auch bekannt unter den Bezeichnungen engl./fr. *fortition* (zu lat. *fortis* 'stark, kraftvoll';

PONS-L) sowie dt. *Lenisierung* bzw. engl./fr. *lenition* (zu lat. *lēnis* ‘mild, sanft’; PONS-L). Diese Unterscheidung wurde von der ‘natürlichen’ Phonologie aufgenommen:

Processes optimizing perception are called fortition or dissimilatory (strengthening) processes; those contributing to ease of articulation are called lenition or assimilatory (weakening) processes. (Dressler 1985: 44)

Dabei führt Schwächung zu geringerer Lautstärke, Kürzung und Zentralisierung, Stärkung umgekehrt zu höherer Lautstärke, Längung und Spannung. Mit einer reinen Minimierung des körperlichen Aufwands (vgl. Kapitel 2.4.1) lässt sich die Zentralisierung erklären. Hierbei bewegen sich Konsonanten und Vokale gleichermaßen in Richtung der Ruhelage des Mundes: z. B. klat. *vita(m)* > sp. *vida* [viða] bzw. > fr. *vie* [viə] > [vi].³² Dagegen ist ein Beispiel für die Maximierung des Aufwandes mit alltagsrhetorischer Wirkung die Geminierung der Plosive, z. B. vlat. *tottus* (> fr. *tout*; vgl. Kapitel 3.3.1) im Gegensatz zu klat. *tōtus*.

Inhaltliche Stärkung und Schwächung sind aus der Varietätenlinguistik, insbesondere der Stilistik, und aus der historischen Semantik bekannt.³³ Dies lässt sich am besten an Tabukonzepten veranschaulichen. So kann etwa STERBEN euphemistisch als *abkratzen* oder *verrecken* (vgl. Zitat von Sperber 1921 oben). Entsprechend führt Blank (1997: 375ff.) in seiner Typologie des Bedeutungswandels Euphemisierung und Expressivität als die beiden möglichen Konsequenzen der „[e]motional[e]n] Markierung eines Konzepts“ auf³⁴, und Allan/Burridge (1991: 29) schlagen als Oberbegriff für *Euphemismus* und (*expressiven*) *Dysphemismus*³⁵ den Begriff *X-Phemismus* vor (engl. *X-phemism*).

Verwirrend ist hierbei jedoch, dass sich in der Retroperspektive die Vorzeichen umdrehen (vgl. Keller ³2003: 107f., Blank 1997: 326ff., 333ff.): Die abschwächende und verbessernde Euphemisierung führt bei der Konventionalisierung zum Normalwort zur Bedeutungsverstärkung und -verschlechterung (z. B. fr. *malade*; vgl. Zitat von Blank 1997 oben), die stärkende und verschlechternde Expressivität im Gegenzug zur Bedeutungsabschwächung und -verbesserung (z. B. dt. *furchtbar*; vgl. ebenfalls Zitat von Blank 1997). Sowohl formale als auch inhaltliche Stärkung und Schwächung führen auf Seiten des Hörers zu pragmatischer Stärkung bzw. Schwächung im Sinne eines besonders starken bzw. schwachen Eindrucks und entsprechend erregter Aufmerksamkeit.

Ein weiteres Problem ergibt sich daraus, dass Stärkung und Schwächung relative Begriffe sind. Sie setzen also einen Normalfall voraus, von dem nach oben oder

³² Vgl. auch *verda(d)* im heutigen Spanischen sowie *ch(e)val* im heutigen Nordfranzösischen.

³³ Koch/Oesterreicher ²2011 fokussieren dabei – in synchroner Perspektive – allerdings einseitig die formale Schwächung und die inhaltliche Stärkung (vgl. Kapitel 2.4.1).

³⁴ Daneben sind Konzepte aber auch von sich aus emotional mehr oder weniger markiert (vgl. Koch/Oesterreicher 1996: 73f. und Kapitel 3.2.2)

³⁵ Dysphemismen stellen einen Spezialfall der Expressivität dar, nämlich den expressiven Ausdruck von Tabukonzepten, für die man eigentlich Euphemismen erwarten würde (vgl. Koch/Oesterreicher ²2011: 123).